

Zu einer Spiritualität der Basis und der Basisgemeinden in der Bundesrepublik Deutschland

Ewald Zacher, Mainz

Basisgemeinden sind in der katholischen Kirche hierzulande noch weit-
hin ein lateinamerikanischer Importartikel. Aber dabei darf es nicht
bleiben. Statt direkter Übernahme kommt es auf reflektierte Überset-
zung an. Basisbewegung, Basisgemeinde muß mit und in unseren politi-
schen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen verwandelt wer-
den. (Um den Verdacht, der unterschwellig aufkommen könnte, wenn
man sich für eigenständige Gangarten gegenüber der lateinamerikani-
schen Basisbewegung einsetzt, gleich auszuräumen: Eine Domestizie-
rung der Basisbewegung aufs unanfechtbare Mittelmaß ist nicht inten-
diert; die Wucht eines von patriarchalischen Engführungen frei werden-
den Evangeliums soll nicht abgefangen¹, die ungestüme Herausforde-
rung der Befreiungstheologie nicht abgeschwächt², die Leuchtkraft der
Erzählungen aus lateinamerikanischen Basisgemeinden nicht abgedun-
kelt werden.)

Unter Verzicht auf den großen Bogen³ – aber vielleicht, um einen
Baustein für den Brückenschlag bereitzustellen, und deswegen im Blick
auf Lateinamerika – wird hier nur bescheiden versucht, Elemente einer
Spiritualität der Basis ausfindig zu machen. Daß die noch kleinen, aber
eigenen Ansätze und tapferen Anstrengungen⁴ deutschsprachiger Basis-
gemeinden dabei dankbar gegenwärtig gehalten werden, versteht sich
von selbst. Der Einwand, von der Spiritualität aus sei der Blickwinkel zu
schmal, weil er nicht ins Leben, nicht in Ethik und Politik offenstehe, ist

¹ Vgl. J. Blank, *Die Furcht der Kirche vor dem Erwachen der mündigen Christen*, in: *Süd-
deutsche Zeitung* vom 22./23. 9. 1984, der Roms Ärgernisse an der Theologie der Befreiung
ekkesiologisch analysiert und die Chance sieht, daß sich in Lateinamerika „ein Christen-
tum entwickeln könnte, das anders, nämlich weniger patriarchalisch strukturiert ist als das
„abendländische Christentum“, nämlich evangeliumsgemäßer“.

² Dazu P. Hünemanns klug differenzierter Beitrag *Lateinamerikanische Staatsklasse und
die Armen*, in: *Herder-Korrespondenz* 38 (1984) 475 ff.

³ Trotz der nur 10 Seiten ist die große, souveräne Perspektive, mit klarer Unterscheidungs-
kraft, bei Karl Rahner zu finden: *Südamerikanische Basisgemeinden in einer europäischen
Kirche?*, in: K. Rahner, *Schriften zur Theologie*, Bd. XVI, Zürich 1984, 196–205.

⁴ Einen beachtlichen Rundblick bietet der halbjährliche Rundbrief *Gemeindeforum*, den
die Christkönigsgemeinde Eschborn an die Teilnehmer der Gemeindeforen Eschborn
1977, Schwechat 1979, Salzburg 1981, Linz 1983 verschickt.

leicht zu entkräften; sind der Kopf und – wie man für die Spiritualität hinzufügen möchte – der Geist und das Herz erst einmal revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht länger stand.

Kirche als Gemeinschaft

Laikaler Stil

Zuerst müßte der Laie in der Kirche vollends erwachen, aber weniger so, daß er mit einem einseitig hierarchisch sakramentsverwaltenden Kirchenverständnis ein Ende macht und sich gegen Bischöfe und Priester stellen würde, sondern ohne viel Schärfe vor allem und entscheidend so, daß der Laie im Priester, im Bischof auch miterwacht. Damit wäre nicht auf ein spezifisches Selbstbewußtsein des Laien gezielt, obwohl es für eine Übergangszeit, in der sich das Kirchenbild vom hierarchisch gestuften Modell eher zur Weggemeinschaft verändern sollte, entschuldbar, ja als eine Art Nachhilfe sogar von Nutzen sein mag. Intendiert ist der Durchbruch der unübersehbaren Einsicht, daß jeder Christ zuerst und grundlegend auf Gottes zuvorkommende Liebe antwortet, also Laie ist. Über den Antwortcharakter des Glaubens führt nichts hinaus; diese Gabe, Christ sein zu können, konstituiert Kirche fundamental. Daß uns Gott im Geist Jesu zu Töchtern und Söhnen gemacht hat, in dem wir Gott Abba nennen dürfen (Röm 8, 15): Das ist die Basis, da stehen wir alle – Bischof und „Laie“ –, davon hebt keiner nach oben ab. Lateinamerikanische Basisgemeinden haben das – mehr aus der Not des Priestermangels heraus als aus Absicht – erst allmählich lernen, buchstabieren müssen, daß sie, auch wenn sie aus Laien bestehen, Kirche sind, sei es auch unter (sakramentalen) Entbehrungen.

Wir können darin eine Bestätigung dessen sehen, was wir uns erst zaghaft zu sagen trauen: daß der Laie kein defizienter Priester, daß die Basis, das Volk mehr als das Material der Kirche ist⁵. Es wäre heilsam, aus Lateinamerika auch die Entbehrlichkeit – oder besser: die Antiquiertheit – der hierarchiekritischen Einstellung zu übernehmen. Weil bei uns viel intellektuelle Zurüstung über die schlichte fundamentale Wahrheit aufgetürmt wurde, daß wir alle Kinder Gottes heißen und sind (1 Joh 3, 1), müssen wir vielleicht auch erst noch einige kritische Auseinandersetzungen durchstehen; aber mehr als ein Durchgangsstadium darf das nicht sein.

⁵ L. Boff, *Die Neuentdeckung der Kirche. Basisgemeinden in Lateinamerika*, Mainz 1980, 68.

So wäre die Spiritualität der Basis zuerst einmal, vorübergehend jedenfalls und ohne bleibende Schärfe, laikal. Sie hätte, mit der Absicht, ihn einzubeziehen, einen anderen Stil als die Spiritualität des Klerikers; sie würde und dürfte nie vergessen, daß sie nicht auserwählt, sondern vom allgemeinen Heilswillen Gottes erwärmt, von der Jedermanns Liebe Gottes entzündet ist. In dieser laikalen Spiritualität würde Ernst gemacht damit, daß wir alle unten und von unten, von der Erde, irdisch (Joh 3,31) sind. Dieser Anfang der Gnade für alle aus der universalen Liebe Gottes zu allen Menschen, zu jedem einzelnen, ist entscheidender und wichtiger als jeder spätere Schritt. Dieser Anfang ist fundamental; deswegen muß er in dieser Spiritualität immer gegenwärtig gehalten werden.

Geschwisterlichkeit

Diesem Zug der grundlegenden laikalen Zugehörigkeit zum Volk Gottes, die in der zuvorkommenden Liebe Gottes die Anrede Abba ermöglicht, entspricht eine zweite, dazu komplementäre Ausrichtung der Basispiritualität: das Schwester- und Brudersein, die Geschwisterlichkeit untereinander⁶. Sie ist die Bewährung der Gottesliebe: Die Liebe zu Gott wird erst wahr in der Bruderliebe; „wer sagt: Ich liebe Gott!, aber seinen Bruder haßt, ist ein Lügner“ (1 Joh 4,20a). Und sie ist auch die Bedingung der Gottesliebe; erst die Liebe zum Bruder ermöglicht überhaupt die Gottesliebe: „Wer seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, der kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht.“ (1 Joh 4,20b)

Eine geschwisterliche Spiritualität wird zuerst einmal dazu führen, in der anderen, die mit mir zum Vater betet, wirklich die Schwester, in dem anderen, der wie ich Jesus seinen Bruder (und Herrn) nennt, vorbehaltlos den Bruder zu sehen – und das nicht nur metaphorisch, sondern so aufrichtig wie bei meiner leiblichen Schwester, meinem wirklichen Bruder – und das auch nicht eingeschränkt auf diejenigen, die ich verstehe oder die mir liegen oder die sonst etwas haben, das sie mit mir verbindet, sondern in der Tat jenseits von Rasse und Klasse, von Gescheit und Dumm, von Schön und Häßlich, ja sogar jenseits von Gut und Böse. Aber diese Haltung der Geschwisterlichkeit so zu charakterisieren heißt schon, die Gefahr einer gefärbten Rhetorik auf der einen, die einer maßlosen Überforderung auf der anderen Seite zuzugeben. Der Christ wird seinen Grenzen Rechnung tragen müssen und auch da nur mühsam zu Rande kommen.

⁶ Fundierend, klar und nüchtern dazu P. Weiß, *Ihr alle seid Geschwister*, Mainz 1983, 47 ff.

Die lateinamerikanischen Basisgemeinden scheinen hier einen Vorsprung zu haben, weil ein Doppeltes den brüderlich-schwesterlichen Umgang in ihnen erleichtert oder stützt. Sie sind einmal Gemeinden der Unterschicht, d.h. diejenigen, die zu den Basisgemeinden gehören, sind real arm, bitter arm. Die Basisgemeinden sind daher relativ homogen; wenn es richtig ist, daß die Armut ohnehin die Bereitschaft, zu helfen und zu teilen, steigert, dann wären die Gräben zwischeneinander schon deswegen nicht so tief wie in unseren Mittelstandsverhältnissen. Zum anderen haben die Basisgemeinden, weil sich in ihnen wirtschaftlich und politisch Unterdrückte, Ausgebeutete zusammenfinden, durch den Kampf für Gerechtigkeit ein gemeinsames politisches Ziel; auch dadurch wächst die Solidarität. Es zeigt sich, daß Solidarität nur ein anderer, ein politisch-sozial bestimmter Name für Brüderlichkeit ist. Solange die Menschenrechte staatlich unterdrückt, die Freiheitsrechte mit Füßen getreten werden und das wirtschaftliche Existenzminimum nicht gewährleistet ist, ist die konkrete Bestimmung der Gerechtigkeit nicht schwer; es ist sonnenklar, was als Recht einzufordern ist. In unserem liberalen Rechtsstaat dagegen sind die Grund- und Freiheitsrechte verbürgt; die Defizite an Gerechtigkeit sind viel weniger eindeutig zu diagnostizieren und in geordneten parlamentarisch-demokratischen Verfahren nicht eben schnell zu beheben. Das einigende Band eines solidarischen Kampfes für Gerechtigkeit fehlt, ja muß in unseren Gemeinden fehlen.

Gleichwohl, auch wir haben eine Chance, aus einer geschwisterlichen Spiritualität mehr als rhetorische Beschwörung oder ideale Abstraktion werden zu lassen. Wir müssen uns von diesem Geist der Brüderlichkeit dazu treiben lassen, einen realen, überschaubaren Anfang zu machen, indem wir aufeinander zugehen, aus der Anonymität herauskommen und zueinander in Beziehung treten. Nicht nur die Wahrheit ist konkret, wie die alte, von Bert Brecht nachgeschärfte Sentenz sagt, sondern erst recht die Schwester und der Bruder müssen konkret sein, wenn die Wahrheit der Brüderlichkeit nicht zur Phrase verkommen soll.

Basisspiritualität der Geschwisterlichkeit heißt daher in unseren Gemeinden zuerst, Menschen mit ihrem Gesicht und ihrem Namen wahrzunehmen, sie zu akzeptieren, sich auf sie einzulassen, um sich miteinander in der Gemeinde zur Gemeinschaft verbinden zu können. Das wird mit Behutsamkeit und unaufdringlich, aber auch mutig und in menschlicher Offenheit geschehen müssen, und zwar in überschaubaren Einheiten, die unserer Begrenztheit Rechnung tragen und doch prinzipiell offen, nicht abgeschottet sind. Dabei werden wir unsere bürgerlichen Verhaltensmuster von Konkurrenz und Leistungserfolg, unsere ge-

sellschaftlichen Schranken aus Besitz und Bildung, die uns allesamt nicht nur ans, sondern ins Herz gewachsen sind, überschreiten und umpolen müssen: Einander von Gott her Geschwister sein, geschwisterliche Liebe bedeutet, den anderen als Person und keineswegs um irgendwelcher Vorzüge willen, nicht aus Sympathie und bürgerlicher Wertschätzung zu bejahen. Die Geschwister werden geliebt, weil sie da sind. Auswahlmöglichkeiten wie in der Freundschaft bestehen nicht; deswegen können aber auch, anders als in der Freundschaft, direkte Beziehungen von allen Geschwistern zu allen entstehen⁷, solange die Größenordnung überschaubar bleibt. Diese wechselseitige, vielseitige, prinzipiell allseitige Verbindung und Verflechtung unter Geschwistern, in der die Schwestern und Brüder und die Verbindungen zu ihnen gutgeheißen, bejaht werden, macht erst Gemeinde als Gemeinschaft real. So unterscheidet sie sich gründlich und bis ins tragende Fundament von der bürgerlichen Gesellschaft, deren Kohärenz im System der Bedürfnisse und in der Kauf-/Tausch-Verwiesenheit der Ego-Strukturen stabilisiert wird: Gemeinde wird geschwisterlich, aus geschwisterlicher Liebe und nicht vom Eigeninteresse aufbaut. Durch die Schwester-/Bruderliebe sollte die christliche Gemeinschaft den Kontrast zur Gesellschaft markieren. Erst von einer aus der Gottesliebe resultierenden Geschwisterlichkeit aus kann die entscheidende Veränderung benannt und begriffen werden, die in der Rede von der Kontrastgesellschaft⁸ im Hinblick auf das ganze christliche Leben in all seinen Bezügen und Dimensionen angesagt wird.

Bruderliebe – Nächstenliebe

Natürlich ist die Bruderliebe in einer bestimmten Hinsicht nichts anderes und auch nicht mehr als die Nächstenliebe⁹: sofern ich von mir auf den anderen sehe. Mein Nächster ist, von mir aus (und von der universalen Liebe Gottes aus) gesehen, zwar auch mein Bruder, weil ich ihn wie mich und überhaupt alle Menschen als Kinder Gottes weiß. Aber von ihm aus, den ich da als meinen Bruder anspreche und in Anspruch nehme, ist es mitnichten selbstverständlich, daß er das ebenso sieht und akzeptiert. ‚Bruder‘ ist logisch gesehen ein zweistelliger symmetrischer Relationsbegriff, der nicht einseitig gebraucht werden kann. Insofern die

⁷ Vgl. P. Weß, aaO. (Anm. 6), 58, 130.

⁸ Dazu die souverän sachliche Antwort der Brüder G. und N. Lohfink in der Auseinandersetzung mit D. Seeber, in: *Herder-Korrespondenz* 38 (1984) 189 ff.

⁹ K. Rahner, *Wer ist dein Bruder?*, Freiburg 1981, macht die Beobachtung, daß die christliche Brüderlichkeit heute in eine neue Phase getreten sei, „wofür die Wahl des Wortes ‚Brüderlichkeit‘ statt Nächstenliebe schon ein kleines Anzeichen ist“ (23).

Bruderliebe nicht vom anderen, auf den sie gerichtet ist, als brüderlich angenommen wird, wenn der andere also nicht mein Bruder sein will, bleibt sie ein Unding, bestenfalls eine metaphorische Übertreibung, aber jedenfalls eine Einseitigkeit. Im einseitigen Verhältnis aber ist die Nächstenliebe die zutreffendere Bezeichnung; der barmherzige Samariter hilft dem Ausgeraubten, ohne lange zu fragen, ob dieser ihn, den Samariter, Bruder nennen würde (vgl. Lk 10,25 ff). Bruderliebe hat ihren Ort einzig dort, wo die Geschwisterlichkeit akzeptiert wird. Sie ist Liebe in Gegenseitigkeit (nicht auf Gegenseitigkeit: Das ist überhaupt keine Liebe, sondern ein Nützlichkeitsverhältnis)¹⁰. Die geschwisterliche Liebe kann dauerhafter, näher und verbindender sein als die Nächstenliebe; größer oder tiefer kann sie nicht sein.

Unverstelltes, direktes Evangelium

Das für eine Transposition von Lateinamerika auf unsere Gemeinden wichtigste Moment dürfte der unbefangene, direkte und gemeinsame Umgang mit den Texten des Alten und Neuen Testaments, mit dem Evangelium sein. Die Basisgemeinden dort haben das Evangelium selber in die Hand genommen und sich gemeinsam ganz unmittelbar auf die Heiligen Schriften eingelassen. Beim Lesen und Nachdenken bleibt ihr Leben nicht draußen¹¹. Viele Campesinos deuten ihr Leben aus der Schrift und versuchen, von dorthin zu leben. Evangelium und Leben sind – in einer praktischen Hermeneutik – wechselseitig verbunden, so daß das eigene Leben im Alten und Neuen Testament sowohl entdeckt als auch aus ihm geformt wird.

Gemeinsames Leben aus dem Evangelium

Auch in unseren Basisgemeinden – nicht zuletzt, damit sie erst richtig dazu werden – muß der unmittelbare und gemeinsame Umgang mit dem Evangelium das schlechthin unverzichtbare, grundlegende Element sein. Wenn wir mit unserem eigenen Leben außerhalb des Evangeliums stehenbleiben, werden wir keine Christen. Als Einzelmenschen wissen wir das längst; aber mindestens ebenso gilt, daß wir keine christliche Gemeinde im Vollsinn werden, wenn wir nicht gemeinsam so nah, unmittelbar und verbindlich unser Leben in den Bannkreis des Evangeliums

¹⁰ Diesen kleinen, aber hoch bedeutsamen Unterschied zu machen, schlägt P. Weiß, aaO. (Anm. 6), 56 vor.

¹¹ Vgl. L. Boff, aaO. (Anm. 5), 71.

rücken, daß es in ihm durchschaubar und aus ihm ableitbar wird – und zwar auch als gemeinsames, geschwisterliches Leben. Wenn wir das Evangelium gemeinsam lesen und nach unserem Leben in ihm und aus ihm fragen, gewinnt es von sich her seine Unausweichlichkeit, ohne daß viel Fremdes – und sei es der beste Ausleger – sich dazwischenschiebt. Das Evangelium fängt dann an, direkt zu treffen.

Daß eine solche Spiritualität der praktischen Hermeneutik¹² oder, wie man vielleicht unauffälliger sagen sollte, des gemeinsamen Lebens in und aus dem Evangelium ihre Hürden und Klippen hat, ist nicht verwunderlich. Die gefährlichste Klippe wird dabei ein unbedachter, sich über die Geschichte und über die kritische Exegese hinwegsetzender biblischer Fundamentalismus sein; aber wenn diese Gefahr erkannt ist, ist sie nur mehr halb so schlimm. Es steht nicht zu fürchten, daß wir aufgeklärte Zeitgenossen unser historisches Bewußtsein oder unsere exegetische Bildung gleich beiseite lassen würden, wenn wir uns auf diesen gemeinsamen Weg in die Unmittelbarkeit des Evangeliums mit unserem Leben einlassen. Vor allem aber darf die Beschwörung der fundamentalistischen Gefahr nicht zum Alibi dafür werden, auf diesen Weg zu verzichten. Eher dürften einige Mißverständnisse der Schrift in Kauf zu nehmen sein, als daß wir es unterlassen dürften, unser eigenes Leben in den Text des Evangeliums mit hineinzunehmen. Das heißt nicht, bei unseren Erfahrungen zu beginnen; es heißt aber genausowenig, alles nur vom Neuen Testament aus zu sehen und unserem Leben überzustülpen – das wäre eine falsche Alternative. Was wir brauchen, ist eine „ständige Pendelbewegung“ zwischen dem Text der Schrift und unseren heutigen Erfahrungen, sonst gelingt weder die Interpretation der Bibel noch die Interpretation unserer heutigen Existenz¹³. Basisgemeinden wird es erst geben, wenn sich ihre Mitglieder in diesen unbefangenen, aber verbindlichen Wechselbezug zwischen Evangelium und Leben einschwingen.

Subjekt werden

Bei diesem lebensbezogenen Umgang mit der Schrift und diesem schrift-angeleiteten Verhalten im Leben wird offenkundig, daß die Gemeinde und jedes Glied in ihr selbst gefordert ist; die Deutung kann – zuletzt – nicht aus zweiter Hand übernommen werden. Die Spiritualität der Basis wird daher – in einer zweifachen Weise, sowohl bei der Gemeinde wie

¹² In welche theologischen Dimensionen dieser innere Zusammenhang von Verstehen und (kommunikativem) Handeln führt, zeigt W. Peukert, *Wissenschaftstheorie – Handlungstheorie – Fundamentale Theologie*, Düsseldorf 1976; sogar Jesu Selbstverständnis wird erst in dem Handeln erkennbar, mit dem er die Wirklichkeit Gottes erfahrbar macht (vgl. 297).

¹³ Vgl. E. Schillebeeckx, *Christus und die Christen*, Freiburg 1977, 65, 69.

bei ihren Gliedern – dazu tendieren, daß sie Subjekt, Mensch/Gemeinde in Eigenverantwortung werden.

Wer sich mit anderen zusammen aufs Evangelium einläßt, kann nicht auf die Mühe verzichten, sich selbst zu stellen. Dann aber kann er nicht einfach mehr Antworten übernehmen, sondern muß sie selbst ausfindig machen, erarbeiten, erfahren, sogar erleiden. Seines eigenen Kopfes muß sich bedienen, seines eigenen Herzens muß innwerden, wer die Distanz zum Evangelium aufgibt. Gerade in der Gemeinschaft wird diese Selbständigkeit des einzelnen als Notwendigkeit sichtbar. Jede und jeder wird die ihm verliehenen Gaben entdecken dürfen, aber auch lernen müssen, seine Grenzen einzusehen; er wird auf eigenen Füßen zu stehen haben, so gut er kann. Doch tiefer, unter allen Gaben und Grenzen und noch unterhalb seines Selbstandes, wird er anzunehmen haben – zwischen Glück und Erschütterung –, daß ihn Gott bei seinem Namen gerufen hat und daß er so, wie er ist, angenommen, ja geliebt ist. Darauf zu antworten, was immer zugleich auch heißt, sich selber zu verantworten, bedeutet christlich, zum Subjekt zu werden. Mit der gängigen Selbstverwirklichung hat das wenig, aber mit der Bereitschaft, für die anderen da zu sein, alles zu tun. Nur darin, daß ich mich als von Gott bejaht auch bejahen kann, gewinne ich den Mut zu eigenen christlichen Existenz¹⁴. Erst von da aus läßt sich die Unverwechselbarkeit ausgestalten, in der jeder einzelne im Evangelium angesprochen und zum Subjekt

Ähnlich verhält es sich mit der Gemeinde. Auch eine Gemeinde wird, in dem Maße, in dem sich die Mitglieder gemeinsam bewußt werden, daß ihre verantwortete Christlichkeit gefragt ist, als Gemeinde zum erkennbaren, unverwechselbaren (Quasi-)Subjekt werden, eine eigene Gestalt gewinnen. Denn Gemeinden können in einer ganz bestimmten Weise auch als ganze vom Evangelium „ereilt“ und in Pflicht genommen werden, weit über einen bestimmten Stil oder ihre soziologische Zusammensetzung hinaus. (Das heißt nicht, daß solche Prägungen nicht ihre legitime Spur in der konkreten Gestalt einer Gemeinde hinterlassen dürfen.) Dann wären Gemeinden so erkennbar ausgeprägt und einem bestimmten Zug des Evangeliums besonders zugetan, daß sie einander wechselseitig, eine Gemeinde der anderen, zur Auferbauung oder zur Kritik, zum Vorwurf oder zum Vorbild geraten könnten¹⁵. Gemeinden bestimmt ist.

¹⁴ Vgl. P. van Breemen, *Wie Brot, das gebrochen wird*, Würzburg 1978, 13, der überzeugend praktisch mit Tillichs Ansatz operiert.

¹⁵ Vgl. N. Lohfink, *Kirchenträume*, Freiburg 1982, 154, der fragt, was die heute üblichen fest administrierten Territorialgemeinden, in denen die Charismen unentfaltet bleiben, einander schon viel mitzuteilen haben, und – „wo wird die eine zur Krisis der anderen?“

aus bestimmten Menschen, die sich mit ihrem Leben in ihrer Zeit an einem bestimmten Ort dem Evangelium zuwenden, können doch gar keine vorgestanzten Formen, von oben verordnete Schemata annehmen: Sie müssen geradezu eine unverwechselbare Physiognomie gewinnen, wenn anders als oberflächlich sie vom Evangelium ergriffen wurden und sich vorbehaltlos darauf eingelassen haben.

Heil in Jesus

Die Basisspiritualität hat die Tendenz, den Glaubenden zum Subjekt umzugestalten; doch das meint keine subjektive Beliebigkeit, denn der Glaubende ist verbindlich auf den einen Jesus Christus bezogen, der aber von keiner noch so wichtigen Formel – auch nicht von der des christologischen Dogmas – unüberholbar adäquat ausgesagt werden kann. Das dürfte sowieso die Hauptschlagader einer solchen Basisspiritualität sein, in der alle einzelnen Bestrebungen zusammenkommen: Heil ist in Jesus, in seinem Tun und Reden, in seinem Leben und Sterben, in seinem Tod und in seiner Auferweckung! Jesus ist der Name über alle Namen; er und keiner sonst: „Jesus ist der Herr.“ (Röm 10,9)

Sich im Leben und Sterben auf Jesus verlassen und beziehen, das sollte in den Basisgemeinden mehr und anderes als der Glaube an ihn sein, nämlich Nachfolge. Wenn Jesus zu früh oder zu hoch der Christus wird, geht er allzu leicht nur im allzu sublimen Glauben auf. Basisgemeinden müssen dem irdischen Jesus treu bleiben, damit ihnen die Aufforderung zur Nachfolge nicht erspart wird. Der jesuanische Grundzug solcher Basisspiritualität führt notwendig in die Spur der Nachfolge Jesu; Nachfolge wird dann ein neuer, lebensmächtigerer Name für Glaube, weil in ihr mehr Tat als Wort, mehr Leben als Lehre, einfach „Tun der Wahrheit“ (Joh 3,21) ist.

Heil in Jesus, als Aufforderung zur Nachfolge vernommen, wird in zwei Weganweisungen deutlich, die eigentlich nur eine ist, von ihrer negierenden und von ihrer positiven, von der Vorder- und der Rückseite gelesen: Umkehren, nicht auf dem bisherigen Weg weitergehen, ist die eine Weisung; ihm nachgehen, seinen Weg mitgehen, ist die andere. Obwohl das keine Neuigkeiten sind und die Verkündigung der Kirche diesen Ruf zur Umkehr, zur Nachfolge nie hat unhörbar werden lassen, haben die Weisungen, umzukehren, ihm nachzugehen, in den Basisgemeinden doch einen direkteren Charakter, einen dringlicheren Ton. Weil Jesus als derjenige, der in den Evangelien handelt und spricht, ganz nahe bleibt, wird es immer schwerer, seinen Ruf zu überhören oder abzuschwächen.

Ebensowenig kann ein weiteres Moment, das in die jesuanische Basis-spiritualität wie die Nachfolge und koextensiv zu ihr fürs Zeitverhältnis hineingehört, unterbelichtet oder minimalisiert werden: daß das Reich Gottes schon angebrochen ist. Das Heil in Jesus ist bereits da, wenn wir so leben wie er, wenn wir einander lieben, so wie er uns geliebt hat (vgl. Joh 13,34). Freilich, es steht noch viel aus vom Reich Gottes, weil noch viel fehlt, erschreckend viel, an Gerechtigkeit und Liebe. Es steht auch noch mehr aus jenseits der Todesgrenze, an Vollendung und Herrlichkeit bei Gott. Aber dennoch, Jesus war geschichtlich da, das Reich Gottes ist angebrochen, in seinem Geist ist uns der Herr schon inwendig und nahe. „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben hinübergeschritten sind, weil wir die Brüder lieben.“ (1 Joh 3,14)

Indem sie das bereits gegenwärtige Heil in Jesus durch die Nachfolge lebensmächtig, erfahrbar, sichtbar zu machen versucht, kann die Basis-spiritualität jesuanisch genannt werden.

Die wirkenden Vorgaben Jesu

In einigen Anzeichen ist schon wahrzunehmen, in welche konkreten Einzelzüge die jesuanische Basisspiritualität sich differenziert. Um nicht zu überzeichnen und zu verklären, sollen die Wirkungen nur kurz in ihrer Richtung angedeutet sein, die sich aus den Vorgaben Jesu ergeben. Das bürgerliche Subjekt in uns wird dabei freilich in Mitleidenschaft gezogen¹⁶; daher hält es in seiner widerstrebenden Selbstbehauptungsmacht nicht ohne Erfolg dagegen und besteht auf vernünftigen Grenzen. Auch deswegen können die Einzelheiten erst versuchsweise buchstabiert werden. Jesu Vorgaben wirken nämlich unweigerlich so, daß sie uns nach *unten* und nach *draußen* in Bewegung bringen.

Nach „unten“

Beim Weg nach unten werden wir umgepolt; statt auf den Aufstieg und nach oben zu streben, müssen wir uns in den Abstieg und nach unten schicken. Daß davon gegen den Bürger in uns nur erste Andeutungen, kleine Schritte gelingen, ist nicht verwunderlich.

– *Einfacher leben*: Die Armut, zu der wir es nicht bringen können, wird uns zur Bescheidenheit, zu gewissen Einschränkungen und zu einer frei-

¹⁶ J. B. Metz, *Jenseits bürgerlicher Religion*, München/Mainz 1980, benennt den Schmerz, den unsereiner als Mittelstandschrist inwendig und dumpf empfindet (23, 41).

willigen Absenkung des Lebensstandards führen müssen. Man kann schwerlich von Basis, von der Lebensmächtigkeit Jesu reden und weiter in Villen wohnen oder in den teuersten Autos fahren. Daß Konsumaskese, überhaupt ein asketischer Lebensstil¹⁷, unseren heutigen Fortschrittsbegriff nicht unangetastet läßt und vielleicht die einzige Perspektive ist, um Zukunft zusammen mit der Dritten Welt zu gewinnen, macht diese Haltung auch vor der säkularen Vernunft so dringlich wie plausibel.

– *Miteinander teilen*: Die Entäußerung, in der wir uns völlig leer und für den Willen des Vaters wie für die Menschen verfügbar machen sollten, wäre schon auf einen guten Weg gebracht, wenn wir zum Teilen miteinander fänden. Das Seinige für sich behalten, an sich selbst geistig und materiell festhalten – das läuft der Lebensbewegung Jesu kontradiktorisch zuwider. Teilen, angefangen bei so schlichten, aber erst wieder neu zu lernenden Selbstverständlichkeiten wie der völlig unambitionierten Gastfreundschaft bis hin zu der Bereitschaft, sich den anderen mitzuteilen im uneitlen offenen Gespräch, ein solches Teilen hat einiges mit Jesu Preisgabe zu tun.

Nach „draußen“

Auf dem Weg nach draußen überschreiten wir uns selbst; statt in der Bewahrung der Innerlichkeit, der eigenen Seele oder kultischer wie gemeinschaftlicher Geschlossenheit mit uns selbst beschäftigt zu sein, werden wir in die Heilsbewegung Jesu für alle mit hineingenommen. Der Bürger in uns wird das spärlich halten oder gehörig abbremsen wollen.

– *Soziale Schranken überschreiten*: Die Zöllner und Huren, bis zu denen Jesus nach draußen gegangen ist, werden wir nicht erreichen. Wir sind schon froh, wenn wir unsere sozialen Schranken nicht als Begrenzung unseres Christentums erfahren, sondern darüber hinauskommen, wenn wir den Universitätsprofessor mit der Krankenschwester, die Unternehmersgattin mit dem Chemiefacharbeiter wirklich in der Gemeinde, in unserer Kirche geschwisterlich verbinden können; noch mehr freuen wir uns, wenn es uns gelingt, den Vorbestraften, den Arbeitslosen, den Penner nicht nur zu mildtätigen Zwecken und steuerlich absetzbar, sondern als Person ernstzunehmen und uns an seine Seite zu stellen.

¹⁷ Bemerkenswert dazu der Bischof von Limburg, Dr. Franz Kamphaus, in: *FAZ* vom 15. 11. 1984; grundlegend C. F. von Weizsäcker, *Deutlichkeit*, München 1978, 73 ff.

– *Für Gerechtigkeit eintreten*: Wir werden es auf absehbare Zeit nicht dahin bringen, mit den Mühseligen und Beladenen solidarisch zu leben, das Schicksal der Erniedrigten und Beleidigten auf uns zu nehmen. Aber ihre Anwälte zu sein, wo ihr Recht mit Füßen getreten wird, ihre Helfer zu sein, wenn sie unter ihren Lasten erdrückt zu werden drohen, das können wir allmählich schaffen. Fürsprecher derer, die man nicht zu Wort kommen läßt, Anwälte der Gerechtigkeit in unserer unmittelbaren Umgebung sollten wir mindestens sein.

Daß wir dabei, wenn wir uns nach unten und draußen auf die Erniedrigten und Beleidigten zubewegen und für sie eintreten, in einem wunderbaren Austausch selbst die Beschenkten sein könnten, hat der große lateinamerikanische Schriftsteller Octavio Paz so festgehalten: „Ich habe gemerkt, daß den bescheidensten, den ärmsten und am meisten gedemütigten Menschen eine Wahrheit, eine Liebenswürdigkeit eigen ist, die die anderen nicht besitzen.“¹⁸

Das Lied der Basis

Die jesuanische Basisspiritualität ist nicht nur nüchtern zu beschreiben, sie läßt sich auch verhalten-begeistert singen. Oder – genauer – sie ließe sich singen; denn uns, wie der ganzen Kirche, ist dieser Hymnus als Hymnus verlorengegangen und nur noch als Text einer Briefstelle, nicht mehr für den Gesang gegenwärtig. Wir sollten ein neues Lied damit singen:

So wollen wir untereinander gesinnt sein, wie auch Christus Jesus es war:

Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.

Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.

Darum hat Gott ihn über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen,

damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu

und jeder Mund bekennt: Jesus Christus ist der Herr zur Ehre Gottes des Vaters.

(Phil 2,5–11)

Gesang war und ist ein Zeichen der Erlösten, derer, die Gottes Freude in Jesus Christus gefunden haben.

¹⁸ Zitiert von J. Röser, in: *Christ in der Gegenwart* 36 (1984) 348.

Basis als letzter Platz

Daß nicht der Gesang, sondern allein Gottes Handeln die Erhöhung bewirken darf, wenn sie nicht Schein und Selbsttäuschung werden soll, ist offenkundig. Nicht so durchsichtig dagegen ist die raffinierte Funktionalisierung der Erniedrigung zur Erhöhung, ihre dialektische Vernotwendigung, die Gottes Freiheit nötigen will und dabei in der Selbstüberhebung landet. Deswegen könnte es ratsam sein, den zweiten Teil des Liedes nur mit gedämpftem Ton zu singen.

Denn die Gesinnung Jesu, die in der Basisspiritualität ihren Widerhall finden soll, ist wesentlich gewillt, von sich her unten zu bleiben. Die Erhöhung ist nicht ihre Sorge. Basisspiritualität heißt daher zuletzt, den letzten Platz nicht als Durchgangsstadium zu betrachten oder ihn dialektisch als den ersten umzudeuten, sondern das Letzte für sich und sich als das Letzte zu akzeptieren. Sich erniedrigen und sich entäußern: nach unten und draußen gehen und unten und draußen bleiben.

Basisgemeinden in der Bundesrepublik werden vielfältige Formen und verschiedene Weisen des gemeinsamen Glaubens und Lebens ausbilden können. Aber sie werden alle mehr oder weniger an ihrer mittelständischen, bürgerlichen Realität laborieren und damit zu leben haben. Ihre Chance, ihre Triebkraft wird daher zuinnerst von einer Spiritualität der Basis, also von einer laikalen, geschwisterlichen, gemeinsam in und aus dem Evangelium lebenden, jesuanisch nach unten und draußen drängenden Spiritualität ausgehen. Also doch nur Spiritualität, im bürgerlichen Mittelmaß abgebremste Basisbewegung? Ja, sofern damit eine gewaltige Überforderung abgewiesen wird, die noch nicht einmal das schlechte Gewissen¹⁹ richtig einschätzen kann. Nein, weil der Geist Jesu in seiner Gemeinde und in der Welt der Herr zu sein hat. Der Geist macht lebendig. Er kann uns, unsere Gemeinden, unsere Gesellschaft im Drama der Geschichte²⁰ insgeheim so lenken und dann auch verwandeln, wie wir es uns in unseren kühnsten Träumen nicht vorzustellen vermögen.

¹⁹ Vgl. J. B. Metz, aaO. (Anm. 16), 125.

²⁰ Vgl. Y. Congar, *Der Heilige Geist*, Freiburg 1982, 313 mit Hinweis auf Irenäus, der den Heiligen Geist mit einem Theaterregisseur vergleicht.